

Freue dich deines Heims!

Autor(en): **May, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freue dich deines Heims!

Von W. May.

Es ist eine alte Tatsache: Gewöhnung tötet die Freude. Was uns heim ersten Anblick, beim ersten Tun Freude zu geben vermag, vermag dies nicht mehr, wenn es sich des öfteren wiederholt, wenn es uns „gewohnt“ zu werden beginnt.

So geht es auch mit unserem Heim, so geht es uns mit den Möbeln, die wir besitzen, den Bildern, den kleinen Gegenständen, die wir um uns herum aufgestellt haben, weil sie uns einst, und jetzt nur noch gelegentlich, Freude zu schenken imstande waren. So geht es uns — wenn wir nicht immer und immer wieder an unserem Heim gestalten, ordnen, arbeiten.

Der Raum an sich ist unbeseelt. Die Gegenstände sind imstande ihn zu füllen, aber erst in jener Ordnung, die wir zwischen uns, dem Raume und den Gegenständen herstellen, gestalten wir unser Heim. Erst in dieser Gestaltung wird das „Wohnliche“, die Freude am Heim, zur Wirklichkeit.

Es gibt keine einmalige Ordnung für den Raum, seine Gestaltung ist vielfältig möglich und diese Möglichkeit müssen wir ausnutzen, uns das Heim, den Besitz, zur währenden Freude zu machen, aus dem Wechsel immer neue Freude zu ziehen. Einmalige, bestehende Ordnung wird notwendig mit der Zeit zur Gewöhnung.

Darum laßt euren Besitz im Raume wandern! Lernt gestalten. Immer wieder anders, immer wieder neu wird der Raum, der sich bewegt. Immer wieder andere Schönheiten zeigt das Möbel, der Gegenstand, je nachdem er hier oder dort im Raume untergebracht wird, in dieser oder jener Nähe seinen Platz findet, diese oder jene Freundschaft mit den Nachbardingern eingeht.

Ein schönes altes Möbelstück — bald hier, bald dort im Raume untergebracht, wird erst so alle seine Schönheiten restlos offenbaren. Eine Vase aus edlem Material und von edler Form, ändert ihr Gesicht, je nachdem diese oder jene Blume, der oder jener Blütenzweig ihr beigegeben ist, und zu jeder Füllung gibt es einen anderen, immer wieder schöneren Platz im Zimmer.

Auch die Bilder müssen nicht immer am selben Platze hängen, es müssen nicht immer dieselben Bilder im selben Raume sich aufhalten. Der erst ist der wirkliche Bilderfreund, der mehr Bilder besitzt, als er aufgehängt hat. Der bald dieses Bild gegen jenes auswechselt, für kleine Zeit, bald jenes Bild im Nebenraum gegen dieses austauscht. Der vielleicht Rückfichten nimmt dabei auf die Jahreszeit, die Festzeiten des Jahres, seine Stimmungen, seine Freuden und Leiden. Der so seine Räume immer beweglich hält im Schmuck, immer schmiegsam, wie den Stoff seiner Kleider, der sich den Bewegungen seines Körpers anpaßt, so wie sich die Räume der Bewegung seiner Seele anpassen sollen.

Es gibt keine einmalige Ordnung im Raum. Hundertfältig ändern und verändern lassen sich die Dinge um uns, um immer andere Gesichter zu zeigen und in ihrem Zusammenspiel immer anderes auszudrücken. So entgehen wir der Gewöhnheit, die die Freude tötet, und erhalten uns ein immer wechselreiches, immer tieferes Verständnis für jedes einzelne Ding.

So lernen wir unsere Dinge kennen und lieben. Wir treiben mit ihnen jenes Spiel, ohne dem keine Liebe bestehen kann. Wir lernen sie kennen in ihren verborgendsten Eigenschaften, lernen sie lieben in ihren verborgendsten Schönheiten, aber auch erkennen in ihren Mängeln und ihren Schwächen. Nur im Wechsel entlarvt sich die hohle Form und der gewandt geformte Kitsch. Und nur im Wechselspiel unserer Umgebung erkennen wir wirklich, was uns davon wertvoll ist und was uns nur wert erscheinen

wollte, ohne es wirklich zu sein. Gewöhnheit tötet die Einbildungskraft, die uns das Gegenständliche zur Freude werden läßt. Also — töten wir lieber die Gewöhnheit! ...

Indem wir immer umschaffen, verändern, neugruppieren. Die Dinge aus ihrer Starre lösen, in neue Verbindungen setzen, untereinander verkehren lassen. Haben wir doch Schöpferlaunen — dann werden wir auch Schöpferfreuden in Fülle erleben können! —

Eine billige Freude, ein schönes Spiel! Mehr als das! Ein eigener Gewinn an Verständnis und Geschmacksbildung.

Eine Selbsterziehung zur Wohnkunst und Heimfreude, die wir heute besonders notwendig haben und der der Innenraum noch nie so entgegenkam, wie heute, wo die starre, unverrückbare „Einrichtung“ der alten Innenraumschule einem beweglicheren, ergänzungsfähigerem Möbelstil Platz gemacht hat.

Und nicht zuletzt ist die spielerische Raumgestaltung ein Weg, über uns selbst klar zu werden, unserem eigenen, höchstpersönlichen Stil und über unsere eigene Wesensart.

Darüber aber sollte sich jeder besonders klar sein, denn nur die Persönlichkeit ist „höchstes Glück der Erdenkinder“, und nur auf ihr fußt der Erfolgreiche.

Annas Irrwege.

Roman von Sophie Jacot Des Combes.

2

Die ersten Schuljahre verbrachte ich meist mit Buben. Ich fühlte mich stark wie sie und kletterte mit ihnen auf die höchsten Bäume. Das erstmal geschah es, weil ich meinte, dort oben könne ich die Wolken erfassen. Als es nicht gelang, versuchte ich den Weg zum Himmel anders zu erreichen, indem ich willensvoll zu jener Linie hinübersah, an der sich Wolken und Hügel berühren. Mein Auge fest auf dieses Ziel gerichtet, begann ich ihm zuzustreben voller Zuversicht. Ich stieg und stieg, hinter dem ersten Hügel wölbte sich ein anderer, dann ein dritter, und auf einem jeden lag der Himmelsaum sichtbar und gewiß. Nichts konnte mich zur Umkehr bewegen. Ich bekam Hunger, die Tränen liefen mir über die Backen vor Müdigkeit, aber ich lief und lief. Endlich sah ich die Sonne hinter dem nächsten Hügel versinken, als ich in ein Tälchen zwischen zwei Erhöhungen gelangt war, wie ich deren schon mehrere durchgangen hatte. Da packte mich volle Verzweiflung: die Nacht brach über mir herein, unser Dorf war fern, der Himmel unerreichbarer denn je. — Ich warf mich zu Boden, ich raufte zornerrfüllt das Gras um mich aus; mit empörten Worten wüthete ich gegen den lieben Gott, der solch ein Blendwerk gutheissen konnte oder wohl gar erdacht hatte. Ich besann mich lange auf ein Wort, was ihm meine Verachtung ausdrücken könne; — endlich fand ich es, und die Rache, es ihm zu sagen, tat mir wohl. Ich rief voll Todesangst in das Dunkel, in das bange Alleinsein: du Zauberer, du böser, böser Zauberer! Schließlich schlief ich ganz gebrochen und erschöpft ein.

Ich erwachte im Licht einer klirrenden Handlaterne. Der Vater und einige Männer des Dorfes waren auf der Suche nach mir. Mitternacht hatte längst geschlagen, als sie mich fanden.

Der Rückweg war schauerlich und unfafbar. Jeder der biedereren Männer schalt mich auf seine Art, dann redeten sie untereinander von ihren Dingen. Der Vater führte mich an der Hand und sagte kein einziges Wort. Aber daheim nahm er die lederne Hundepeitsche, mit der Berta die Kleider auszuklopfen pflegte und schlug mir damit so erbarmungslos um die Beine, daß er mich oben am Kleid halten mußte, damit ich nicht niederstürzte. Ich war wochenlang mit Striemen und gelben und blauen Flecken bedeckt, auf die mich zu meiner großen Beschämung die Genossinnen meiner ersten Schulklasse einige Tage nach dem